

Fata Morgana

Nun bin ich ganz allein, und immer lauter
Vernehm' ich meines eignen Herzens Schlag —
Stets nur mein Herz, und weiß, daß kein Vertrauter
An meinen stillen Leiden leiden mag.
Und Menschen gehen mir vorbei und lachen,
Und Menschen weinen in der Liebsten Schoß.
An wessen Lager darf ich liebend wachen?
Wer teilt mir mit von seinem Leidenslos?
Ich will der ganzen Welt Gebresten heilen,
Will aller, aller Arzt und Helfer sein, —
Doch, wo ich nahe, seh' ich flink enteilen
Die kranken Menschen — und ich bleib allein.
So will ich träumen, daß von meinen Salben
Die Wunden schwänden, aller Not und Qual, —
Und meine Träume, mit dem Flug der Schwalben,
Sie werden Leben sein und ewiges Mal.

Füllet Wein in goldne Schalen,
Daß die angstgescheuchten Seelen
Wieder warmes Leben fühlen!
Schreckt sie auf aus ihren Qualen,
Peitscht sie auf aus ihren Höhlen,
Laßt sie Wein hinunterspülen
Und laßt nicht die Speise fehlen!
Seht, da hockt's in dumpfen Schulen
Unter Flüchen, Lärmen, Gröhlen,
Unter Wimmern, Winseln, Heulen,
Wälzt sich mit verkommenen Buhlen.
Hebt die Menschen auf, die fielen!
Ruft zu Taten auf die Faulen!
Schlagt hinein mit harten Keulen!
Laßt sie staunen, wenn sie maulen!
Ihre Wunden laßt verheilen!
Führt sie fort zu euern Zielen!
Laßt verstummen, die da johlen!
Macht sie froh wie muntre Fohlen,
Die man freiließ von den Seilen!

Das sind die Nächte, die mir Furcht erregen,
Wo sich der Mond an meine Seite schmiegt
Und kranke Schatten führt an meinen Wegen,
Entschleiernnd, was am Grund des Grauens liegt.

Oh, hassenswert sind diese hellen Nächte.
Ich will im Dunkeln meine Straße gehn.
Ich dulde nicht, daß unbekannte Mächte
Mit scheelem Blick in meine Seele sehn.

Verhaßter Mond, der feil und unverschwiegen
Mir in mein innerstes Geheimnis bricht!
Ich wollt, ich dürft erst tot im Grabe liegen,
Gefeit vor Furcht und unerbetnem Licht.

Wer fragt nach mir, wenn ich gestorben bin?
Der trübe Tag nahm meine Jugend hin.

Der Abend kam zu früh. Der Regen rann.
Das Glück glitt mir vorbei — mir fremdem Mann.

Mein armes Herz ist seiner Leiden satt.
Bald kommt die Nacht, die keine Sterne hat.

Die hohen Türme haben mich begrüßt,
Die über meinen Kinderträumen ragten,
Und ihre unbewegten Mienen fragten,
Wie ich des Lebens wachen Ernst verbüßt.

Des Waldes Blätter haben mir gerauscht,
Wo meine Schmerzen erste Reime fanden.
Ich habe ihre Frage wohl verstanden:
Ob ich beglücktes Dichten eingetauscht.

Doch als ich kam zu meines Meeres Flut,
Da stürmten alle Wellen, mich zu grüßen
Und drängten zärtlich sich zu meinen Füßen
Und fragten nichts. — Da war mir frei und gut.

Der Nachtschnee färbt die Straße blau.
Schwarz wächst der Wald am Weg empor,
Streckt kahles Ästewerk hervor
Wie drohende Wehr aus Feindesbau.

Wer hat den feuchten Schnee gehäuft?
Wer hat den Himmel grau verdeckt?
Wer hat den irren Fuß geschreckt,
Daß er in lauernde Ängste läuft?

Das ist der März: der drückt und droht.
Das ist die Schwangerschaft der Welt.
Das ist, vom Frühlingsdunst zerspellt,
Des Winters röchelnde Sterbensnot.

Verhüllt der Himmel und die Welt
In Nebel grau und schicksalsbang.
Der gelbe Mond geht seinen Gang,
Dem Schutzmann gleich, der Wache hält.
Im trüben Schein des Straßenlichts
Find' ich den Heimweg gramgewohnt.
Weiß noch vom reichen Leben nichts,
Hab' all mein Leid noch nicht entthront.
Doch wie der Schleier über mir
Den Schicksalsstern noch grau verhängt,
So fühl ich, krank von Lebensgier,
Wie auch mein Stern zum Lichte drängt.
Ob Tod, ob Weltenuntergang —
Ob Leben werden soll und Tat:
Ich weiß, daß eine Schale sprang,
Und daß die Frucht der Reife naht.

In solcher Nacht muß sich mein Schicksal ändern.
Ein lauer, kranker Wind fegt frostigen Regen.
Die Pfützen rieseln in den Straßenrändern,
Und jeder Schritt stapft müder Angst entgegen.
Wie trostlos grau die Nacht! Wie faul die Luft!
Ist's denn der Qual noch immer nicht genug?
Ihr Mächte, die ihr Lust und Leiden schuft,
Was trachtet ihr, das ich noch nicht ertrug?
Zu lange schon frißt Not und Nächstenhaß
An meiner Seele, die verlangend ist, —
So wie des Regens schweres, kaltes Naß
Sich peinigend in meine Kleider frißt.
Und doch soll dieses Naß das Erdreich düngen,
Daß es die Sonnenfrucht gebären kann.
Nacht weicht dem Tag. Auch mir gebeugtem Mann
Muß einmal doch das Schicksal sich verjüngen.

Wo bleibt ihr nur, Genossen meiner Zeit?
Ich schau zurück und kann euch kaum noch sehn.
Ein wirres Stimmmentosen hör ich weit,
Weit hinter mir und kann es nicht verstehn.

Ich ruf euch zu, doch euer Echo fehlt
Den Laut, der rein aus meiner Stimme klingt.
Ich wink euch her. Doch ihr, wie unbeseelt,
Horcht tauben Ohrs, ob euch ein Stummer singt.

Vergebne Zeichen! Aus den Zähnen pfeift
Mißtönig euer ärgerlicher Spott.
Kommt nie die Zeit, da ihr die Zeit begreift?
Tritt nie aus finstern Kirchen euer Gott?

Wo der Schlangenweg der Bäche
Sich durch braune Felder klemmt,
Ist ein Wetter dreingefahren, —
Und wo Gras und Sträucher waren,
Ist die weite Erdenfläche
Grau und trübe überschwemmt.

Niedre Hütten, kalt umflossen,
Ragen traurig aus dem See.
Abgerissne Bäume schwimmen.
Tränenfahle Frauenstimmen,
Auf das Wasser hingegossen,
Klagen Gott ihr Menschenweh.

Wo ein Hügel Feld den Fluten
Trotzig ihre Schranke baut,
Knieen menschliche Gestalten,
Welche Rosenkränze halten.
Christus mag noch einmal bluten,
Daß das Wasser rückwärts staut

Doch die Arbeit ist vernichtet,
Welche Menschenhand verrichtet.
Ehe Gott die Schwüre hört,
Hat er Fleiß und Glück zerstört.

Mögen sie nun neu beginnen:
Bauen, karren, ernten, pflügen;
Mag der Schweiß von neuem rinnen
Wenn die Früchte wieder reifen,
Wird der Reiche danach greifen
Und den Armen drum betrügen. —

Menschen! Wollt ihr denn nicht fühlen?!
Wo der Schlangenweg der Bäche
Sich durch braune Felder klemmt,
Laßt doch Wetter drüber spülen!
Freut euch, wenn die Frucht der Schwäche
Wasserflut von hinnen schwemmt!
Obs euch Gott nimmt, ob der Reiche —
Menschen, ist's denn nicht das Gleiche?

Noch hängt der Schlaf wie üppiger Brokat
Mit schwerer Feuchtigkeit mir von den Flanken.
Verwirrte Träume fragen scheu um Rat
Bei dunkeln wunschentbundenen Gedanken.

Entschwebte Sinne werden langsam wach.
Die matten Wimpern wehren sich und gähnen.
Das Auge steigt ins nüchterne Gemach,
Noch unvertraut mit Tagewerk und Tränen.

Und alle ahnungsschwüle Müdigkeit
Formt sich zur Furcht, indem die Lügenhülle
Des Schlafs hingleitend sinkt. Schamlos befreit
Strahlt hell der Tag in seiner Qualen Fülle.

Und Moses blickte ins gelobte Land
Und sah es süß von Milch und Honig triefen,
Und sehnte sich vom Berge in die Tiefen,
Wo Israel, sein Volk, die Heimat fand.

Und Boten trugen Ähren her und Wein.
Kundschafter priesen Saaten, Land und Flüsse,
Und Jubel gabs im Volk und Tanz und Küsse, —
Und Moses sah und durfte nicht hinein.

Da beugt er sich zu brünstigem Gebet
Und sprach zu Gott: Du hast mich hart getroffen.
Des Menschen Himmel ist allein sein Hoffen.
Doch wehe, wem ein günstiger Wind sich dreht!

Der du den Lebenden die Sehnsucht gabst,
Nie wieder täusch' den Schwärmer, der dir traute.
Den Trank, der sich aus Schaum und Träumen braute,
Gieß' ihn nicht aus, eh' du den Durstigen labst.

Gott, hüt' dich, daß der Mensch sich nicht empört!
Wo Funken glühen, schüre sie zu Flammen!
Wo Herzen lieben, führe sie zusammen! —
Und Moses starb. — Gott hat ihn nicht erhört.

Dunkel und schwer quer über die Gasse
Wölbt sich ein Bogen von Dach zu Dach,
Stützt mit den Schultern die bröcklige Masse
Bresthafter Häuser aus Mörtel und Fach.

Schwarz aus des Fensters gespenstischen Gittern
Glotzt von des Torbogens Stirne die Nacht,
Wirft mit Schatten, die züngelnd zittern,
Höhnt den furchtsamen Wind und lacht.

Knetet aus Finsternis grinsende Fratzen,
Stößt sie den Menschen zum Schornstein hinein,
Daß sie sich lagern auf ihre Matratzen
Und sie umfassen mit kaltem Gebein.

Mann und Weib flüchten näher zusammen,
Bannen die Angst in verzweifelterm Kuß
Kinder werden von ihnen stammen,
Die der Torbogen hüten muß.

Aus roten Dächern ragend strebt
Der Kirchturm in den hellen Tag.
Von dunklem Erz die Glocke schwebt
In seinem steinernen Verschlag.
Und neben ihr hängt im Gestühl
Ein Tau, vom Winde leis geschwenkt.
Kein Blick klimmt hoch und kein Gefühl.
Kein Mensch geht unten, welcher denkt,
Daß dieses Tau in dem Gerüst,
Von einer mutigen Menschenhand
Geschlagen an der Glocke Rand,
Das Volk zu Taten wecken müßt'. —
Da starren sie, gelangweilt, kühl:
Das Tau, die Glocke und der Turm.
Mein Sehnen nur steigt ins Gestühl
Und läutet Sturm.
Und läutet, bis der Glöckner stumm
Den Weg sich zum Gerüste bahnt
Und alles gläubige Publikum
Zum friedlichen Gebete mahnt.

Immer im Ellipsengleise
Dreht die Erde sich im Kreise,
Ändert niemals ihren Lauf.
Quellend Wasser friert zu Eise,
Und das Eis taut wieder auf. —
Doch aus Kindern werden Greise.

Ewig bleibt die Welt im Gleichen.
Äos stellt die Schicksalsweichen
Pünktlich nach der Sonnenuhr.
Jede Zeit setzt ihre Zeichen
Schritt vor Schritt in die Natur. —
Doch die Toten bleiben Leichen.

Steter Wandel, stetes Weben,
Nehmen stets und Wiedergeben. —
Doch in Tiefen schläft die Tat.
Irgendwo birgt Kraft und Leben
Meeresgrund und Bergesgrat. —
Götter, laßt die Erde beben!

Gebeugte Menschen mit stumpfem Blick
Hocken in dumpfen Spelunken.
Den Neid im Auge, die Not im Genick,
Von elendem Fusel trunken.
Da tönt eine Stimme von außen herein:
„Kopf hoch! Ihr seid nicht verloren.
Ich füll eure Becher mit goldenem Wein.
Auch euch ist der Heiland geboren.
Heraus ins Freie und folgt mir nach,
Wo Schätze liegen!“
Die Stimme des Mannes, die also sprach,
Hat plötzlich geschwiegen.
Ein Scherge führt ihn gefesselt fort.
Den Menschen aber da drinnen
Klingt seiner Rede lockendes Wort
Wie ferner Traum in den Sinnen.
Sie senken den Kopf auf des Tisches Brett
Und trinken mit heiserem Lachen

Ein Jude zog aus von Nazareth,
Die Armen glücklich zu machen.

Nun flammt das Feuer auf, das immer gor,
Das nie ersticken wollte, noch erkalten,
Und reckt, wie schwörend, seine Faust empor
Und zeichnet zitternd lichte Glutgestalten.

Und prasselnd sinkt der Reisigbau zusammen,
Den heilige Einfalt emsig aufgeschichtet.
Den mürben Staub, das morsche Holz vernichtet
Die reinigende Glut der freien Flammen.

Heiß steht der Herd — und stetig ist sein Licht.
In schwarzes Nichts zerflattern die verscheuchten
Rußflocken. — Aber aus dem Feuer bricht
Ein weißer Schein, ein ernstes, heiliges Leuchten.

Soll dieses Herz denn ewig darben,
Dem Gott noch jede Hoffnung nahm,
Und dem doch nie die Wünsche starben;
Das jedem Zeichen freudig traute,
Bis neidische Enttäuschung kam
Und aller Sehnsucht Wogen staute!?

Die Welt ist arg, und wer drum leidet,
Den straft sie und schenkt alle Gunst
Dem, dessen Sinn sich leicht bescheidet,
Dem satten Leibes Wohlbehagen
Das Ziel dünkt aller Lebenskunst.
Mir gab die Welt ihr Leid zu tragen.

Wär' mir erst bessres Leid beschieden
Als immer der Entbehrung Schmach!
Ich fühle meine Fibern sieden,
Durch meine Liebe zu erlösen
Die Welt von allem Ungemach —
Und durch mein Leid von allem Bösen.

Ich weiß von allem Leid, fühl' alle Scham
Und möchte helfen aller Kreatur.
Der Liebe such' ich aus dem Haß die Spur,
Dem Menschenglück den Weg aus Not und Gram.
Den Trostbedürftigen geb' ich Wort und Rat,
Den Haltbedürftigen reich ich meine Hand.
Doch keiner war noch, der mein Wort verstand,
Und keiner, der die Hand ergriffen hat.
Ich weiß vom Leide nur, fühl' nur die Scham —
Und kann doch selber nicht Erlöser sein,
Wie jener Jesus, der die ganze Pein
Der Welt auf seine schwachen Schultern nahm.

Sei's in Jahren, sei's schon morgen,
Daß das Glück sich wende:
Einmal nehmen Leid und Sorgen
Sicherlich ein Ende.

Mensch, vertraue deinem Wollen,
Wirk es aus zu Taten!
Ströme fließen, Wolken rollen,
Frucht entkeimt den Saaten.

Über Nöten und Gefahren
Wird die Freude thronen —
Sei's schon morgen, sei's in Jahren
Oder in Äonen.

Von meiner Hoffnung laß ich nicht,
Ich liebe denn mein Leben,
Daß einmal noch das Weltgericht
Ein Lächeln muß umschweben.

Und kann es nicht durch Gott geschöhn,
Daß sich die Menschheit liebe.
So muß es mit dem Teufel gehn,
Dem sich die Welt verschriebe.

Der Teufel hol' Gesetz und Zwang
Samt allen toten Lettern!
Er leih' dem Geiste Mut und Drang,
Die Tafeln zu zerschmettern!

Am Anfang trennte Gottes Rat
Die Guten von den Bösen.
Am Ende steht die Menschentat,
Den Gottesbann zu lösen.

Stumm starrt der Weltengeist und friert,
Wo wild Begriffe toben.
Wenn einst das Wort die Tat gebiert,
Wird er uns lächelnd loben.

Nach all den Nächten, die voll Sternen hingen,
Nun diese dumpfe, trübe, nasse Nacht,
Als wär' die Arbeit aller Zeit vollbracht
Und niemals wieder Hoffnung auf Gelingen!

Wohin die Schritte weisen, da das Ziel
Ertrank im nebeligen Grau der Wege?
Ich such' nur noch, wo ich mich niederlege,
Den stillen Platz. Verloren ist das Spiel.

Ich höre vieler Menschen Schritte tasten —
Verirrte Menschen, einsam, müd und arm, —
Und keiner weiß, wie wohl ihm wär und warm,
Wenn wir einander bei den Händen faßten.

Nein, ich will nicht eher zu Grabe,
Eh' ich nicht auch die letzten Sprossen
Irdischen Glückes erstiegen habe,
Eh' ich das Leben nicht ganz genossen;

Eh' ich nicht alle Frauen umschlungen,
Die mich durch meine Träume begleiten,
Eh' ich nicht alle Lieder gesungen,
Die sich in meinem Herzen bereiten.

Eh' ich nicht alle Werke gestaltet,
Die sich dem schaffenden Geiste entbinden,
Eh' ich der Führerpflicht nicht gewaltet,
Daß die Menschen ihr Wegziel finden.

Eh' ich nicht fröhliche Augen sehe,
Die von Erhebung und Stolz verjüngt sind,
Eh' ich nicht über Äcker gehe,
Die statt mit Tränen mit Freude gedüngt sind.

Nimmt der Erlöser dann und Vernichter
Von meinen Tagen die lastenden Ketten,
Sollt ihr den seligsten Menschen und Dichter
Tief in befreites Erdreich betten.

Noch geb' ich nicht den Sieg verloren.
Mein Blut drängt vor durch Rauch und Schlacht,
Steht auch die ganze Welt verschworen
Mit Satans ganzer Höllenmacht.

Des Feinds vergiftete Geschosse
Umschwirren meine Seele wild.
Jedoch der Mut ist mein Genosse,
Und meine Liebe ist mein Schild.

Und ruht der Kampf in fernen Stunden,
Und Friede kehrt ins Herz mir ein,
Dann werden meine heiligen Wunden
Das Mal beglückter Menschheit sein.

Unrühmlich ist es, jung zu sterben.
Mein Tod wär' sträflicher Verrat.
Ich bin der Freiheit ein Soldat
Und muß ihr neue Kämpfer werben.

Und kann ich selbst die Schlacht nicht lenken,
Seh' selbst nicht mehr das bunte Jahr,
So soll doch meine Bundesschar
Im Siege meines Rufs gedenken.

Drum will ich Mensch sein, um zu dichten,
Will wecken, die voll Sehnsucht sind,
Daß ich im Grab den Frieden find'
Des Schlafes nach erfüllten Pflichten.

(An Karl Henckell.)

Es schwillt die Kraft. Der Arm greift aus.
Die Sense schwingt sich übers Feld.
Der Schweiß quillt aus der Stirn heraus.
Doch nicht erlahmt die starke Hand
Des Arbeitsmanns. Es denkt der Held:
Freiheit und Land!

In Schwaden liegt das Korn gemäht.
Der es geackert, fährt es heim.
Noch einmal schweift sein Auge, späht,
Wo hoch und stolz die Ähre stand.
Noch einmal formt sein Mund den Reim:
Freiheit und Land!

Die Sonne überstrahlt die Flur,
Die sich nach neuem Samen sehnt.
Zum Menschen flüstert die Natur,
Zum Menschen, der die Garben band,
Dem Sehnsucht alle Muskeln dehnt:
Freiheit und Land!

